

Juni sich wieder nach Walhalla zurück zu begeben! Sollte ihm die Sonne des Friedens nun endlich dauernd strahlen?

#### 10. An der Leiche des Vaters.

Brandenstein reiste diesmal nicht auf dem bisherigen Wege, sondern fuhr den prachtvollen Mississippi-Strom mit einem Kriegsdampfer hinab, weil er beabsichtigte, seine ehemaligen Reisegefährten, die Engländer in New-Orleans, zu besuchen. Dies ging freilich nicht an, weil der Dampfer daselbst des gelben Fiebers halber nicht landen durfte. Doch kam er bald bei seiner Lou an, die ihm 15 Meilen entgegen geritten war und sich sehr wohl befand. Auch waren in Walhalla acht Maulesel und ebenso viele Ochsen, gar herrliche Thiere, als Geschenk seines Schwiegervaters, inzwischen für ihn angekommen, und Brandenstein konnte sich nun mit erneuter Kraft der Urbarmachung seines Besitzthums annehmen. Seinen Verwandten verkaufte er das Holz für ihre Sägemühle und bestritt mit dem Erlös den Lohn von vier Negern, welche das Holz fällten und täglich 75 Ct. (etwa drei Mark) Tageslohn, beziehungsweise die diesen Werth darstellenden Waaren in einem Ladenlokal geliefert erhielten. Jeden Morgen um vier Uhr mußte Brandenstein von W. nach seiner

Bodung reiten, um die Arbeit zu beaufsichtigen; Nachmittags gegen fünf Uhr folgte ihm seine Lou, und gemeinsam ritten sie dann wieder nach W. zurück.

Auch hatten die jungen Eheleute in W. die beste Gelegenheit, in ihrem Christenglauben sich zu erbauen. Am Sonntage herrschte daselbst allgemeine vollkommenste Ruhe. Es wurde nicht einmal das Mittagessen gekocht, höchstens ein wenig Caffee. Die Thiere wurden nicht zur Arbeit angehalten; nicht einmal die Pferde wurden geritten, es sei denn, um zur Kirche zu gelangen oder einen Arzt zu holen. Dergleichen Ueberschreitungen der amerikanischen Sabbathordnung würden allgemeinen Anstoß erregt haben, und Brandenstein erkannte die große Wollthat dieser Strenge sowol in wirthschaftlicher als in religiöser Hinsicht. Die Glocken riefen ihn nicht vergeblich zum Hause des Herrn.

Aber die Ruhe und das Glück waren wieder nur von kurzer Dauer. Schon um die Mitte Juli erhielt er Depeschen des Kriegsministers und aus dem Indianergebiete, welche den wirklichen Ausbruch des Krieges verkündigten, und am 30. Juli erging an ihn die Aufforderung, sofort dorthin zurück zu kehren, weil der Krieg im vollen Gange. Das Gebiet des Kampfes lag südlich vom Yellowstone, im Westen vom Little-Big-Horn, im Osten vom Missouri begrenzt. Ein Theil desselben gehörte zum Territorium Dakota,

ein anderer zu Wyoming, der dritte, nordwestliche zu Montana. Bereits waren in einem Gefecht am Little-Big-Horn der erste Kriegshäuptling der Sioux, „Sitting-Bull“, und sein Haupt-Rathgeber, ein Weißer Namens Milburne, nebst vielen Anderen getödtet. Die Iriß Volunteers, die Chikaseur-Guards (ex-conföderirte Soldaten), die Jackson-Guards und eine Regier-Compagnie aus Knoxville hatten der Regierung ihre Dienste gegen die Indianer angeboten.

Mit schwerem Herzen trat Brandenstein die abermalige Reise in's Kampfgebiet an. „Zwar Furcht kenne ich nicht,“ schrieb er am Tage vor seiner Abreise, „doch bin ich besorgt, wie es gehen wird, und ängstet sich meine Frau sehr wegen ihres Vaters“; — und in einem anderen Briefe: „Wieder ruft mich die Pflicht von der ruhigen Häuslichkeit in das Krieges-Gedränge; jetzt ist's doppelt gefährlich, wenn ich auch nicht direkt zu kämpfen habe; doch hoffe ich zu Gott, daß er mich wie bisher beschütze.“

Als er in St. Joseph, Territorium Wyoming, ankam, erfuhr er, daß in den Gefechten am Little-Big-Horn die Truppen der Regierung ebenfalls bedeutende Verluste erlitten hatten (Brandenstein zählte allein 37 deutsche bzw. deutsch klingende Namen unter den Gefallenen, 10 unter den schwer Verwundeten). Dagegen hatte der Colonel Merritt am 26. Juli die 800 Cheyennes

und Sioux, welche die Red-Cloud-Agentur verlassen hatten und sich auf dem Marsche zu Sitting-Bull befanden, angegriffen und sie nach siegreichem Kampfe auf ihre Reservation zurück geworfen. Alle verfügbaren Truppen der Union im Norden und Westen waren nach dem Kampfgebiet beordert, so daß General Sherman die Anzahl für groß genug hielt, um die feindlichen Stämme zu schlagen. Seine Absicht war, die Indianer durch ihre Niederlage zu zwingen, ihre sämtlichen Pferde auszuliefern. Erst wenn dies geschehen, würden sie verhältnißmäßig machtlos sein und sich nicht mehr getrauen, ihre Reservationen zu verlassen und den Kriegspfad zu betreten.

Brandenstein's Gattin hatte unter so gefahrdrohenden Verhältnissen nicht allein ihren lieben Mann, sondern auch ihren verehrten Vater mit den heißesten Thränen und unter den schwersten Besorgnissen nach dem Norden ziehen lassen. Ach, Tag und Nacht gedachte sie der fernen Lieben in höchster Hergensangst; aber wie inbrünstig sie um deren Bewahrung bitten mochte, eine unabweisbare Angst ließ sie ahnen, daß namentlich ihrem alten Vater ein Unheil bevorstehe. Leider! sollten diese Befürchtungen nur zu bald in Erfüllung gehen. Am 6. August fand ein furchtbares Gefecht am Silver-Creek (Silberbach) im Wyoming-Territorium statt. „Schon am Abende des 5. August,“

schreibt Brandenstein, „waren mehrere der höheren Officiere eines Angriffs der Indianer gewärtig. Nachts gegen 1 Uhr gaben plötzlich die Posten das Alarm-Signal; doch hatten sie die Indianer nicht zeitig genug bemerkt, denn schon war das ganze Lager voll von ihnen, und es begann ein Gemetzel, welches keine Feder beschreiben kann. Bei Tagesanbruch traf Verstärkung ein, und es gelang, die Indianer zurück zu treiben. General F. schickte mich zu den Indianern, um einen Waffenstillstand von drei Stunden auszuwirken, um die Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Ich ritt unverzüglich hinüber, und wurde der Waffenstillstand nach kurzer Unterhandlung abgeschlossen. Als die verabredete Zeit vorüber, sprengte hinter einem kleinen Hügel ein gewaltiger Haufe Indianer hervor und umzingelte die Stellung der Amerikaner von drei Seiten; nur die Seite am Bache war offen, welcher letzteren man aber selbst zu Pferde nur mit Lebensgefahr passiren kann. Viermal versuchten die Amerikaner den Ring zu sprengen, erst beim fünften Angriff gelang ihnen dieses mit großem Verluste. Etwa eine Stunde nachher näherten sich vier Indianer mit grünen Zweigen, dem Friedenszeichen, in den Händen dem Lager. Als sie vor den General geführt wurden, verlangten sie mich zu sehen. Als ich nach kurzer Zeit zu ihnen kam, theilten sie mir mit, Red Hatchet (mein

Schwiegervater) sei schwer verwundet und wünsche mich zu sehen. General Townsend gab mir sofort Urlaub, und sprengte ich in das Lager der Indianer. Dort fand ich meinen Schwiegervater, von zwei Kugeln in die linke Seite und Schulter getroffen. Als ich die Lage der Kugeln untersucht hatte, sah ich gleich, daß keine Hülfe möglich. Ich wollte die Kugel aus der Seite zu bringen suchen, doch widersetzte sich Ned und sagte: „Ich fühle, meine Zeit ist abgelaufen. Wenn ich todt bin, sende sofort zu meiner Tochter, daß sie ihren Platz hier einnehme.“ Hier fiel er ohnmächtig in meinen Arm zurück; ich flößte ihm Aether ein, doch vergebens; die Ohnmacht ging in den Todeschlaf über. Drei der angesehensten Häuptlinge umstanden mit mir Ned Hatchet's Sterbelager. Als er verschieden war, bat ich die Häuptlinge, die mir so theure Leiche in das nächste Indianerdorf bringen zu lassen, um sie an einem der nächsten Tage mit gebührenden Ehren zu bestatten. Die Häuptlinge gaben sofort ihre Zustimmung. Ich betete kurz an der Seite des Hingeschiedenen; als ich mich erhob, trat der älteste der Häuptlinge hinzu, nahm den Federschmuck, den Gürtel und die Waffen des Gefallenen und reichte sie mir ungefähr mit folgenden Worten: „Siehe, der große Geist hat „das rothe Beil“ in die ewigen Jagdgründe gerufen; Du bist seiner einzigen Tochter Mann, tritt ein

in seine Fußstapfen! Ich entgegnete, daß mir dies nicht möglich sei, da ich den Vereinigten Staaten gegenüber Pflichten habe; ich würde sofort Depesche an meine Frau senden und solle man bis zu deren Eintreffen die Sache gehen lassen. Hierauf kehrte ich in das Hauptquartier zurück und berichtete dem General, was vorgefallen. Er versicherte mich seines Beileides und gab mir unaufgefordert Urlaub zur Beerdigung. Am Morgen des achten ritt ich mit zwei mir sehr befreundeten Officieren zum Lager der Indianer. Wir wurden von vielen Häuptlingen empfangen und zu dem Hause geleitet, wo die Leiche lag. Als ich die irdische Hülle eingeseget, wurde diese der Erde übergeben. — Ich erwarte nun die Ankunft meiner Frau, damit diese bestimme, wie es gehalten werden soll . . . Meinetwegen mache Dir nur nicht zu viel Sorge, mir thut so leicht kein Indianer, wenigstens hier, etwas. Meine Verwundung am Arm kam durch ein Ungefähr, es ist besser. Wie es enden wird, weiß Gott allein; ich gehe einer Zeit schwerer Herzenskämpfe entgegen . . .“

Brandenstein sandte, dem Wunsche seines Schwiegervaters entsprechend, sofort eine Depesche an seine Gattin mit der schmerzlichen Nachricht von dem Tode ihres Vaters und der Aufforderung, sofort sich auf die Reise nach dem Gebiete der Sioux zu begeben. Luise folgte diesem Rufe, und was sich nun ergab, erfahren wir

aus einem Briefe vom 13. September. Brandenstein schreibt:

„Seit meinem letzten Briefe habe ich wieder einmal stürmische Tage mit äußeren und inneren Kämpfen zu bestehen gehabt. Luise traf am 10. August ein und holte ich sie in Bismarck ab, einer kleinen Gebirgsstadt, bis wohin die Eisenbahn geht. Das Wiedersehen war, wie Du Dir denken kannst, ein sehr schmerzliches. — Ich erkannte Luise bald nicht wieder, so hatte sie sich verändert. Unverzüglich machten wir uns nach ihrer Heimath auf den Weg, in zwei Tagen und drei Nächten eine Strecke von bald 450 Meilen zurück legend. Daß es da nicht viele Rast gab, kannst Du Dir denken. Bei ihrem Stamme angekommen, wurden sofort Boten zu den verschiedenen Häuptlingen gesandt, welche sie zum ‚großen Rathe‘ beriefen. Vorgestern, kurz nach Tages Anbruch, trafen die ersten Häuptlinge ein, gegen 10 Uhr waren 34 Ober- und Unterhäuptlinge und vielleicht eine Kriegerschaar von 700 Mann versammelt. Der älteste der anwesenden Häuptlinge erörterte in längerer Rede den Zweck der Versammlung, den Nachfolger meines gefallenen Schwiegervaters betreffend. Hierauf nahm Luise das Wort. Sie trug Trauerkleidung nach europäischer Art, doch den Feder Schmuck der Indianer im Haar und das Kampfbeil, sowie einen Revolver im Gürtel. Sämmt-

liche Waffen ihres Vaters lagen bei ihrem Sitz. Sie sagte nach unserer vorherigen Absprache ungefähr Folgendes: „Stammesgenossen! Fünf Monate sind verflossen, seit ich mich mit der Einwilligung meines Vaters ehelich verband, nachdem ich zuvor in den Bund der Christen aufgenommen wurde. Vor einigen Tagen erreichte mich in meiner neuen Heimath im fernen Süden die Nachricht vom Tode meines Vaters und so mancher Helden unsers Stammes. Uralten Uebertieferungen nach ist der Gemahl der Tochter der Nachfolger ihres Vaters, doch mein Gemahl ist Unterthan der Vereinigten Staaten, und lehnt er es ab, den Platz meines gefallenen Vaters einzunehmen. Deshalb ist es nöthig, einmal von der alten Regel abzugehen und auf andere Art zu sinnen, einen würdigen Nachfolger zu finden. Deshalb gebe Jeder der Berechtigten seinen Rath in dieser Angelegenheit.“ — — Hierauf kamen nun eine Masse von Vorschlägen, wovon einer so wenig wie der andere unseren Absichten entsprach. Endlich hatten sich neunzehn Häuptlinge dahin geeinigt, daß meine Frau nach ihrer vollkommen freien Wahl einen Indianer bestimmen sollte, welcher den Platz einnehme, und das Endresultat war, daß ein Verwandter meiner Frau in unserm Auftrage den Platz als Häuptling einnimmt. Sollte uns ein Sohn geboren werden, so nimmt derselbe im entsprechenden Alter seinen Platz ein.“

Lauter erschütternde Eindrücke nahmen die jungen Eheleute hier im Lande ihrer ersten Liebe in sich auf. Der Besuch am Grabe des Heldevaters zumal und die Verhandlung mit den Häuptlingen hinterließen unauslöschliche Eindrücke in Beider Herzen. So viele Ursache hatten sie zu danken, daß sie wenigstens sich wieder vereinigt sahen; so dankbar war Luise dafür, daß sie in dem Christenglauben und dem civilisirten Leben einen so reichen Ersatz für alles daheim Zurückgelassene gefunden hatte. Aber auch mit tiefer Wehmuth schied sie von dem Erbe ihrer Väter, zumal daselbe jetzt mit Strömen von Blut, ja, mit dem Blute ihres eignen Vaters getränkt war. Mußten nicht die jungen Gatten wünschen, nach dieser traurigen Katastrophe recht bald wieder in ihre neue südliche Heimath zurückkehren zu können?

### 11. Kurze Freuden.

Erst die herbstliche Jahreszeit setzte den kriegerischen Aktionen ein Ziel; doch erhielt Brandenstein in Anbetracht der vielen erduldeten Strapazen und Leiden die Erlaubniß, schon zu Mitte September sofort das Indianergebiet mit seiner Gattin zu verlassen, um noch einen Curort aufsuchen zu können. In Walthalla wuß-